

Die Neue Welt

Nr. 24

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1899

Jakob.

Roman von Alexander L. Kielland. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Leo Bloch.

(Fortsetzung.)

Als für Törres Mittagszeit war, und er hinauf in die Küche kam, da fand er ein Mädchen von ganz anderem Schlag. Die große glattehaarige Küchen-Bertha war eine Gestalt, die er besser kannte. Und sobald sie einander guten Tag gesagt hatten, wußten sie alle Beide, daß sie hier in der großen Stadt zusammen gehörten, alle Beide vom Lande hereingekommen in derselben Absicht: Geld zu verdienen.

Sie war noch etwas weiter im Süden zu Hause, als er, aber doch nicht so weit, daß sie nicht Einer in des Anderen Kirchspiel noch Beziehungen gehabt hätten, und während Törres aß, sauden sie den Einen und den Anderen heraus, den sie Beide kannten.

Bertha strahlte und war nahe am Weinen, denn sie sehnte sich hinaus aus dieser Küche, welche auf einen Hinterhof und eine Speichermauer hinaus ging. Ihr bewegliches Herz, das unverstanden hier in der kalten Stadt geschlagen hatte, that seine weiten Kammern auf vor diesem lieben Burschen, welcher noch nach dem Lande roch. Und ehe er noch mit dem Essen fertig war, das ihm prachtvoll zu sein schien, wußte Törres, daß er hier einen warmen und sichereren Platz hatte, sobald er ihn nur einnehmen wollte.

So war der erste Tag für ihn in Arbeit und Glück hingegangen; das Einzige, was ihn quälte, war die Geldkaffe. Er hatte Angst, daß nicht Alles an Frau Knudsen kommen und Einiges unterwegs an Frau Könnike; denn sollte etwas abfallen, so sollte das jedenfalls für ihn sein.

Endlich in der Dämmerung kam ein kleines Mädchen, welches ein halbes Pfund Kaffee bekommen sollte. Törres wog es sofort ab, Fräulein Thorsen war mit einigen Damen beschäftigt, die eben kamen, und der galante Herr Jessen sprang hinzu, das Gas anzuzünden.

Da war es, daß Törres die ersten zehn Dore von dem aufgezählten Kleingeld nahm, welches das Mädchen mit hatte, und den Rest in die Schale rasseln ließ, so wie es Herr Jessen machte. Darauf schloß er heftig die Kasse und wandte sich ab.

Aber in demselben Augenblick überfiel ihn ein ungeheurer Schreck. Er stand, den Schilling zwischen die Finger geklemmt, und als es nun plötzlich ganz hell geworden war, wagte er es um Alles in der Welt nicht, ihn in die Tasche zu stecken. Er wagte auch nicht, in das dunkle Ende des Ladens hinter sich zu gehen; das, glaubte er, würde verdächtig aussehen, darum ging er ganz gegen seinen Willen einen Schritt hinauf, mit rothem Kopfe und am ganzen Körper bebend. Wenn Einer in diesem Augenblick ein Wort zu ihm gesagt hätte, hätte er den Schilling fallen lassen und gestanden. Ein paar

Sekunden lang war er fast besinnungslos vor Angst, aber Niemand gab auf ihn Acht, und langsam kehrte die Besinnung wie eine kühle Strömung durch seinen ganzen Leib zurück, und wie erleichtert steckte er unbewußt die Hände in die Hosentaschen, wie er zu thun pflegte.

Zwischen wurden die Damen fertig, und da einen Augenblick Niemand im Laden war, rief Herr Jessen scharf:

„Nicht dastehen mit den Händen in den Taschen!“

Törres ließ den Schilling in seine tiefe, sichere Hosentasche gleiten, aber er war doch wieder so erschrocken, daß er zitterte und nicht wußte, wo er hin sehen sollte.

Sie lachten — die anderen Beiden, und da gerade jetzt Frau Knudsen aus dem Comptoir herunterstieg, sagte Herr Jessen familiär:

„Nicht wahr, Frau Knudsen, der Bursche vom Lande muß sich das abgewöhnen, mit den Händen in den Taschen dazustehen?“

„Das wird Herr Wall gewiß bald von selbst einsehen,“ antwortete Frau Knudsen, ohne Einen von ihnen anzusehen.

Törres vergaß mit einem Male die elenden zehn Dore. Frau Knudsen hatte ihn gleichsam in Schutz genommen und seinen Namen verändert — etwas, worauf er nie von selbst verfallen wäre. Aber es war ihm klar, wie viel feiner es klang. Herr Wall zu heißen als Schnurzwahl, wie er nach der Stühnerstelle seines Vaters angegeben hatte. Wie war er ihr dankbar! Er würde gewiß recht auf die Geldkaffe für sie aufpassen.

Herr Jessen aber machte große Augen und ließ sich herab, nach Fräulein Thorsen hin Gesicht zu schneiden.

Noch einen aufregenden Augenblick hatte Törres nach diesem langen und anstrengenden Tage, und das war, als Frau Knudsen mit der kleinen Geldlade in der Hand aus dem Comptoir herunter kam, um den Kassenbestand des Tages zu holen. Aber nachdem er gesehen, wie das vor sich ging, fühlte er keine Angst mehr um seine zehn Dore; da wurde weder gezählt noch abgefragt — und was könnte es überdies helfen? dachte er. Schon nach den ersten Tagen war Törres sich darüber klar, daß man jeden Tag ganz getrost ein wenig aus der Kasse klemmen könnte, aber mit Rassen und vor Allem — nur er.

Und wieder betrachtete er mit Mißtrauen den feinen Herrn Jessen, der seinen lavendelblauen Sommerüberzieher anzog und sich eine Zigarre anzündete, während er den Laden verließ. Handschuhe hatte er auch, die konnten über zwei Kronen kosten; das wußte Törres bereits. Das konnte nimmermehr mit rechten Dingen zugehen.

Als Alles fertig war, nahm Fräulein Thorsen geschwind ihren Thee bei Frau Knudsen und ging dann aus, ihre Freundinnen aufzusuchen.

Törres dagegen aß mit ungeheurem Appetit die guten Butterbrote, welche Bertha ihm gestrichen hatte, und während er sie in sich hineinstopfte, saß sie auf der Küchenbank neben ihm und freute sich.

Madame war so in Verlegenheit gewesen, wo sie Törres unterbringen sollte, erzählte Bertha; erst hatte sie daran gedacht, ihn in dem kleinen Alkoven unten am Lagerhause wohnen zu lassen, wo er die erste Nacht geschlafen hatte. Aber Bertha hatte es durchgesetzt, daß eine Schlafbank in ein kleines Dachzimmer gestellt wurde, wo der verstorbene Knudsen, der in seinen Freistunden ein eifriger Schreiner war, eine Art Werkstatt gehabt hatte.

Da Törres todtnübe war, wollte er am liebsten zu Bett, sobald er satt war, und Bertha folgte ihm mit Licht hinauf, um ihm Alles zu zeigen.

Die Treppe führte zum Boden hinauf, ungefähr in der Mitte des Hauses, und von dort ging ein Gang nach beiden Enden. Unter dem altmodischen weiltäufigen Dach gab es viele Kleiderkammern und Spindelstuben zu beiden Seiten des Ganges, und eine solche war es, die Törres haben sollte, Bertha leuchtete und zeigte sie ihm, indem sie versprach, die Hobelbank und all das Gerümpel herauszuräumen, das in den Ecken herum stand. Törres war mehr als vergnügt; weißes Bett, Stuhl, Tisch und Waschtisch, das war anders als auf dem Boden daheim in einem großen Loche mit den anderen Jungen.

Nachdem sie das Licht für ihn angezündet, nahm sie das ihrige und ging hinaus.

„Dort hinten siehst Du meine Kammer,“ sagte sie und deutete den Gang hinunter, wo sie beim Lichtschein das Geländer einer kleinen Treppe sehen konnten, die zu Frau Knudsen's Zimmern herunter führte, und gleich daneben war Bertha's Kammerthür.

Törres glaubte, er müsse galant sein, so müde er war, und sagte:

„Der Weg ist nicht lang.“

Bertha drohte ihm, mild lächelnd.

„Aber wer wohnt da?“ fragte Törres und deutete nach der anderen Richtung, wo auch eine weiße Thür am Ende des Ganges schimmerte.

„Ach!“ antwortete Bertha höhnißlich; „das ist nur Jungfer Thorsen; übrigens ist die gewiß fast die ganze Nacht aus mit ihren Kerlen.“

„So?“ sagte Törres.

„Ja, Du kennst die Stadtweiber nicht; aber nimm Dich in Acht!“ Damit ging sie nach ihrer Seite.

So müde er war, nahm Törres doch noch sein Geld vor, als er sich vergewissert hatte, daß Nie-

mand auf dem Gange war, der durch einen Spalt hätte zusehen können.

Mit ganz besonderer Liebe betrachtete er die zehn Dere, die er genommen hatte. Er fing an zu berechnen, was daraus werden könnte, wie weit er es treiben dürfte, wie er sein Kapital anlegen sollte — aber jetzt war er so todtmüde, daß er kaum sein Geld und seine Kleider verwahrt hatte, als er in einen tiefen, gesunden Schlaf versank.

V.

Die Tage vergingen, und Törres arbeitete so, daß der Hausknecht Simon Barhong, welcher ein frommer Anhänger von Olaf Spödeland war, zu seinem guten Freund und Mitschrisen Halvor Nöidevaag sagte:

„Dieser junge Mensch hat den Teufel; denn kaum ist er aus dem Bett, so ist er überall. Ich kann mich nicht mühen, ohne daß er über mir ist, und das ganze Lager konnte er schon den dritten Tag auswendig, jede Kiste, jede Tonne, jedes Tausende; ja ich glaube ganz gewiß, er kennt jede einzelne Matte im Hause sozusagen pro persona.“

Während dessen wurde von oben her nach Simon gerufen, und er eilte davon und ließ die Speichertür offen stehen. Unten lag Halvor Nöidevaag und brütete; er wollte auf Simon warten, er hätte ihm gern noch etwas gesagt.

Der Südbwind stieß mit schweren Stößen aus der Bucht, und der Herbstregen tropfte gerade über der halbdunklen Stadt. Halvor Nöidevaag hatte gut Zeit, denn er war Führer. Er saß in seinem Boote und sah auf und nieder an Frau Knudsen's großem Speicher; darauf nahm er Brandt's in Augenschein. Aber während er seine Pfeife in Brand setzen wollte, trieb das Boot weit hinüber. Und als er endlich, trotz Wind und Nässe, Feuer bekam, da war just ein Comptorist auf der Schiffsbrücke, der ihn anrief, und er mußte für zehn Dere zum Zollamt rubern.

Obgleich Törres ausschweifend von der Stadt geträumt und sich geradezu vorgestellt hatte, daß er mit einem Male in die Herrlichkeit hineinsteigen würde, war er doch im Anfang ganz überwältigt in dem großen Geschäft.

Er entdeckte bald die stille Mauer, welche Herr Jessen und Fräulein Thorsten ungefähr in der Mitte des Ladens aufrichteten. Er nahm jedoch, als ob er es selbstverständlich fände, den einfachen Theil des Ladens für sich, bis er sich ordentlich festgesetzt hätte.

Jetzt wurden auch seine neuen Kleider fertig. Sie hatten so unvernünftig viel gekostet, daß es ihn wie ein Schmerz immer trieb, die Geldkasse zu umkreisen, bis er den Betrag wieder eingebracht hätte.

Aber schon am ersten Tage, als er in städtischer Kleidung erschien, war es unmöglich, eine unsichtbare Mauer im Laden aufrecht zu erhalten. Es konnte Niemandem einfallen, eine so feine Person zum Speicher hinunter nach einem Sack Mehl zu schicken; das sah selbst Herr Jessen sofort ein, während er spiz den Anzug durchging und ihn voller Falten und Fehler fand.

Fräulein Thorsten wagte nicht, sich selbst zu gestehen, was sie fühlte; sie sagte aber zu ihren Freundinnen, daß sie eine solche Veränderung nicht für möglich gehalten hätte. In wirklichen Kleidern sähe Herr Ball bedeutend aus, nahezu extra! Er hatte sein Haar geschneit und den ganzen dummen, flammigen Bart weggrasirt, so daß er jetzt nur einen weichen blonden Schnurrbart über dem Munde hatte; ja, er war extra!

Selbst Frau Knudsen stutzte und wurde roth, als sie ihn wieder erkannte, und die Leute bemerkten die Neuerung; Fräulein Thorsten's Freundinnen kamen herein, ihn anzusehen, — ja Herr Jessen bemerkte sogar, daß Fremde und Kinder sich unwillkürlich an Törres wandten, als ob er der Erste wäre.

Törres selber war glücklicher als je. Jedesmal, wenn er das Silbergeld in der Kasse rasseln hörte oder die Kassenscheine beim Entfalten in ihrer Art knitterten, da ging ein Strom der Freude durch ihn hindurch. Er war den ganzen Tag in ununterbrochener Thätigkeit, und bald brauchte er die Andern um nichts mehr zu fragen.

Aber das Leben, das in diesem jungen Blute war, gab auch Leben ab an die Andern, an die, welche kamen, und an die, welche gingen, an das Geschäft selbst. Die Leute bekamen Lust zu kaufen in diesem Laden, wo es so lebhaft war, wo die Stunden lächelten und die Bedienung zwischen Tisch und Regalen nur so flog.

„Neue Wesen kehren gut,“ sagte Herr Jessen, „aber auf die Dauer ist es doch ein wirklich gebildetes Wesen, welches das gute Publikum an ein Geschäft fesselt.“

Fräulein Thorsten nickte, aber Törres, welcher auch die Bemerkung gehört hatte — was übrigens auch die Absicht war — fiel schnell einige Stufen tiefer.

Als armer Käthnersohn kannte er die aristokratische Ordnung unter den Bauern wohl vollauf. Aber über die große Kluft zwischen Land- und Stadt-leuten war er unsicher und ängstlich.

Es waren nicht so sehr die großen ernsthaften Mächte auf Seiten der Stadtleute: Religion und Recht; das hatte er ja doch in seiner Jugend gesehen und gelernt, das in Advokatentritten und Winkelzügen, sowie in Scheinheiligkeit der Bauer nicht zurück stand; Alles, was sich hinter ernstern Gesichtern und schwerfälligen Worten bergen konnte, verstand der Bauer so gut wie die Stadtleute.

Aber all' die Lebhaftigkeit und der Leichtsin, welche die Stadt sich erlauben konnte, all' diese Verschwendung auf große Häuser mit Spiegelscheiben, auf seine Kleider und kostbare Vergnügungen, das Geld, welches täglich von Hand zu Hand rollte, dieses leichte Leben und Lachen — man sehe nur das Lachen, welches großer Unterschied in diesem einen Ding!

Von Kindheit auf hatte Törres Lachen an ernsthaften Leuten nie gekannt; er erinnerte sich nicht, daß die Mutter jemals lachte, außer zum Hohne, wenn Jemand dumm angelauten war. Sonst lachten Burtschen und Dirnen, wenn sie unter sich schäkerten und tollten, am liebsten unter Abend in der Dämmerung. Aber das Lächeln und Heranslachen um nichts wie bei den Stadtleuten, das kannte er nicht von Hause her.

Darum glaubte er zu Anfang, daß alle Leute in der Stadt so ungemein spaßig wären, und er spaßte und alberte mit. Aber er wurde bald bedenklich.

Es kam vor, gerade wenn er in der lebhaftesten Unterhandlung stand und dabei das eine oder das andere Scherzwort fiel, daß die feinen Damen, wenn er plötzlich sein lautes schallendes Bauernlachen aufschlug, mit einem Male sich zurückzogen und die ausgepackten Waaren liegen ließen. Vergebens strengte er alle seine Lieblichkeitswürdigkeit an; sie zogen sich zurück.

Er fühlte, daß es hier etwas Dummes gab, daß er an der Kluft stand; es brannte in ihm, als er von Herrn Jessen das Wort „gebildet“ hörte.

So hörte er denn nach Herrn Jessen's Lachen; es war fast lautlos und inwendig; aber doch war er in einem ständigen Lächeln und Späßen, und immer brachte er die Kunden zum Lachen.

Fräulein Thorsten sagte nur „tji — tji — tji,“ wenn sie lachte, ungefähr wie eine Stage, wenn sie niest, dachte Törres.

Abends aber übte er sich in seiner Kammer vor dem Spiegel; und er selbst wurde ganz erschrocken, als er den Mund recht aufmachte und alle seine starken Zähne sah, und sich das mächtige Zahnfleisch zeigte, so wie er zu lachen gewohnt war. Er wunderte sich nicht, wenn die feinen Damen einen Schreck bekamen vor einem solchen Maul. Und zugleich erinnerte er sich, daß daheim auf dem Lande die Leute gewöhnlich häßlich wurden, wenn sie lachten; nicht gerade die Weiber. Aber es war doch viel süßer, wenn Fräulein Thorsten sagte: „tji — tji — tji.“

Einige Tage lang übte sich Törres in dem stillen Lachen, ohne den Mund aufzureißen; aber ohne es selbst zu wissen, kam es zu einem „Tji-tji-tji,“ und als er das zum ersten Male im Laden hören ließ, entstand ein allgemeines Richern. Herr Jessen sah ihn durch die Lognette an; als aber auch Fräulein Thorsten anfing, wandte er sich von ihr mit einer Miene, welche ausdrückte, daß er sie Beide aufgab.

Herr Anton Jessen aß und wohnte zu Hause bei seiner Mutter, einer Schullehrerwitwe. Sie hatte weder Mangel noch Mühe gesehen, ihren kleinen Anton so fein und nett zu halten, wie eine Puppe, und das war ihr geglikt. Als er klein war, nannte man ihn den „Pölkajungen“; aber jetzt war er unbestritten der hübscheste junge Mann in der Ladenbranche.

Sein Leben war bis jetzt eben und ohne Hindernisse hingeglitten. Seine Mutter entfernte nach Kräften jeden Stein aus seinem Wege, und da er selbst musterhaft fleißig und anständig war, gelang es ihm bald, Geschäftsführer in Frau Knudsen's Geschäft zu werden.

Frau Jessen hatte sehr jung geheirathet. Schon als ihr Mann noch ein blasser Schuljunge war mit matten Augen und langem Haar, war sie seine verlobte Braut gewesen, und sobald er mit seinem theologischen Examen fertig war, heiratheten sie.

Aber noch ehe seine kleine Frau ihm das erste Kind geboren, erlag der schwächliche Mann einer ganz gewöhnlichen Erkältung, welche im Nu seine Lungen zerstörte.

Während seines traurigen Begräbnisses hörte Frau Jessen den alten Doktor mit einem Verwandten ihres Mannes über den Verstorbenen sprechen.

„Ja,“ sagte der Arzt, „es war ja Wahnsinn, daß er heirathete. Er vertrug das garnicht. Das hat ihm im Grunde das Leben gekostet.“

Das konnte sie nie vergessen. Die Ehe selbst war hingegangen, ohne daß sie viel bemerkt hätte. Ihres Mannes Schwäche, welche plötzlich wie tödtliche Mattigkeit über ihn kam, gerade, wenn es ihr schien, als seien sie in ihrem kleinen Puppen; ein so recht glücklich, seine heftig aufblühende Leidenschaft, die ihn fast schmerzhaft hinriß in ihrem kurzen Liebesglück — nachher verstand sie das Alles besser, und sie fühlte fast eine Beschämung, die sie nicht verwinden konnte.

So neu war ihr noch die Erweckung ihrer Sinne, daß eine schüchterne Schamhaftigkeit — noch empfindlicher als bei jungen Mädchen — über sie kam, sobald ihr Mann sie verlassen hatte. Sie fühlte fast eine Angst vor sich, vor ihrem Geschlechte, und seit sie den kleinen Anton in ihren Armen wiegte, dachte sie darauf, wie sie ihn beschützen könnte.

Die Mittel fehlten, um den Jungen studiren zu lassen, und Frau Jessen hätte auch nicht daran denken mögen, ihn in dem gefährlichen Alter nach Christiania unter die Studenten gehen zu lassen. Darum blieb er in der Stadt und wurde Kaufmann, während sie ihn behielt und mit wachsender Sorglichkeit an das Haus fesselte. Sie machte ihn so unbeholfen wie nur möglich, indem sie für seine geringsten Bedürfnisse sorgte und für ihn an alle möglichen Kleinigkeiten voraus dachte, so daß er das Kind in ihrer Hand blieb, außer Stunde, selbst etwas zu bestimmen, oder sich zu entschließen, ob er Schirm oder Stod nehmen sollte, ehe er Mutter gefragt, in der größten Verlegenheit, wenn Mutter nicht das Taschentuch in die rechte Tasche gesteckt, und ohne Geschmach für anderes Essen als das, welches die Mutter angerichtet.

In der Schule hatte man ja den „Pölkajungen“ unbarmherzig aufgezogen und seine Schüchternheit beschmüht, so gut man konnte. Dann war er wieder heimgelehrt zu seiner reinen Mutter, noch verschüchterter und verwirrter, und seine Natur, welche sich entwickeln sollte, verkrüppelte in Ungesundheit.

Aber als er erwachsen war und einen kleinen schwarzen Schnurrbart bekam, fing er an, sich lebhaft für die jungen Mädchen zu interessieren; und die kamen ihm reichlich entgegen, weil er so fein und ehrerbietig war.

Er war auch bald so halb verlobt; das gefiel ihm sehr gut; am liebsten mit Mehreren auf einmal; da fühlte er sich doch etwas sicherer. Denn wenn er ernsthaft an Hochzeit und diese Dinge dachte, fühlte er sich beklemmt und genirt. Er konnte doch seine Mutter nie verlassen und sein warmes Schlafzimmer neben ihrer Kammer.

(Fortsetzung folgt.)

Vor fünfzig Jahren!

Von Wilhelm Liebknecht.

(Fortsetzung.)

Im Juni 1848 — die Junischlacht. Vier Monate vorher hatten Bürger und Arbeiter noch nebeneinander, Schulter an Schulter auf den Barrikaden des Februar gekämpft. Die Arbeiter wollten aber nicht wieder um die Früchte des Sieges betrogen werden, wie 1830, wo die alte, verdorrte Reliquie aus der „großen Revolution“: Lafayette ihnen Louis Philipp, den Sohn des geköpften Egalité als „die beste der Republiken“ aufgeschwätzt hatte. Die achtzehn Jahre der Julimonarchie, unter dem „Bürgerkönig“, der ein König der Bourgeois war, hatte den Kapitalismus in Frankreich eingebürgert; und mit dem Kapitalismus war der Sozialismus eingezogen. Aus der Asche des guillotinierten Babeuf, der, wie die „Leveller“ nach der englischen Revolution, aus der französischen Revolution die Gleichheitsidee, und aus der Gleichheitsidee den Kommunismus herausbesäht hatte, waren die Pioniere des modernen Sozialismus entstanden: die Saint Simon, Fourier, Cabet, Proudhon, Louis Blanc. Und der Sozialismus, das heißt der Gedanke, daß der Kapitalismus Ausbeutung der Arbeit sei, und daß es gelte, durch eine vernünftige und gerechte Organisation der Arbeit die Ausbeutung und den Kapitalismus abzuschaffen, war in das Hirn und das Herz so ziemlich jedes französischen Arbeiters eingedrungen. Freilich noch nicht der klare, aus der Erkenntnis des gesellschaftlichen Entwicklungsprozesses hervorgewachsene Gedanke, der des Zieles sich bewußt ist. Mehr Gefühl als Verstandesfache, wie bei allen jungen und großen Bewegungen. Diesmal wollten sie nicht geprellt sein, die proletarischen Sieger des 24. Februar. Man warf ihnen, um sie zu beruhigen, das gleißende Trugbild: Recht auf Arbeit! hin, das in der kapitalistischen Gesellschaft das Recht auf's Armenhaus oder Zuchthaus ist, und man narrete sie mit den Nationalwerkstätten, die nur Almosen in versteckter Form waren und daneben die Eigenschaft hatten, das Bürgerthum zu erschrecken und gegen die Arbeiter zu erbittern. Inzwischen sammelte man Truppen in Paris, warb das Lumpenproletariat an und dressirte es auf das echte Proletariat, wie eine Bulldogge auf den Mann dressirt wird. Und sobald Alles fertig war zu der Staat und Gesellschaft rettenden That, war zu der Staat und Gesellschaft rettenden That, schloß man unvorsichtlich im Juni die Nationalwerkstätten und stellte die in ihnen beschäftigten Arbeiter vor die Wahl, in die weitabgelegene Sandwüste der Sologne auszuwandern oder zu verhungern. In Paris bleiben, das war der sichere Hungertod. Die Handels- und Geschäftskrise, die Anfangs des Jahres 1848 aus Amerika und England nach Frankreich hinübergekommen war, um ihren Rundgang durch Europa zu vollenden — diese furchtbare Krise, die nicht, wie gewissenlose Reaktionsäre verbreitet und gedankenlose Philister geglaubt haben, die Frucht und Folge der Revolution war, sondern umgekehrt die Revolution hat herbeiführen helfen — war im Juni noch auf dem Höhepunkt, alle Geschäfte lagen darnieder, und Arbeit zu finden war ein aussichtsloses Bemühen. Die auf's Pflaster geworfenen Arbeiter gingen nicht in die Sologne, erwohnten aber auch nicht Hungers sterben. Sie erinnerten sich des Wahlversprechens der verzweifelten Seidenweber von Lyon: *Vivre en travaillant, ou mourir en combattant!* — arbeitend leben, oder kämpfend den Tod! wie Greulich in seinem oder kämpfenden Proletariatslied es übersezt hat. Sie beschloßen zu kämpfen. Die Blüthe der Pariser Arbeiterschaft machte gemeinsame Sache mit ihnen, und am 22. Juni 1848 begann die Junischlacht. Die erste Schlacht des modernen Klassenkampfes. Und bis jetzt die blutigste. Blutiger selbst als der Kommunekampf, der auch Opfer ohne Zahl forderte, die meisten jedoch erst nach dem Kampf. Vier Tage wurde gekämpft. Und nach vier Tagen war das Proletariat durch die erdrückende Uebermacht besiegt und — die politische Weltlage geändert. Die Junischlacht ist eine der großen

Schlachten, die gleich der Schlacht auf den Catalaunischen Feldern und bei Vainy, um mit Göthe zu reden, der bei Vainy mit war, eine Weltwende, den Anfang einer neuen Aera bedeuten.

Und niemals ist die Wichtigkeit der sozialistischen Lehre, daß die politischen Verhältnisse den ökonomischen untergeordnet und von ihnen bestimmt sind, glänzender und handgreiflicher bestätigt worden, als durch die Junischlacht und ihre Folgen. Ich habe sie an anderem Ort eine politische Wasserscheide genannt. Eine Wasserscheide ist die Hochebene, welche zwei Meergebiete trennt und von welcher herab von den verschiedenen Abdachungen die Wasser nach verschiedenen Meeren herabfließen.

Vor der Junischlacht flossen die politischen Parteiwasser des Bürgerthums der Revolution und Demokratie zu — nach der Junischlacht fließen sie in der Richtung der Reaktion und der Diktatur.

Die Sieger der Junischlacht waren die Enkel der Bastillestürmer, und die Bourgeois von 1848 waren die direkten Nachkommen der Kämpfer des „dritten Standes“, welche ihr Programm in den „Rechtsrechten“ niedergelegt hatten.

Im Laufe der modernen Entwicklung war das Bürgerthum ein anderes geworden. Aus dem Kleinbürgerthum hatte sich das Großbürgerthum, die Bourgeoisie, herausgebildet. Das Bürgerthum der französischen Revolution war von dem Adel, der Geistlichkeit, der Monarchie unterdrückt — darum haßte es den Adel, die Geistlichkeit, die Monarchie, und war begeistert für Freiheit, Gleichheit und Republik. Aber nach Ueberwindung des Adels, der Geistlichkeit und der Monarchie und nach Befestigung der bürgerlichen Weltordnung zeigte sich, erst winzig klein, allmählig größer und größer werdend, ein neuer Feind. Die kapitalistische Gesellschaft betreibt mit Hilfe der Maschinen die Produktion im Großen und häuft Arbeitermassen zusammen, die nicht, wie in der kleinbürgerlichen Welt Aussicht auf Einrichtung selbstständiger Betriebe haben. Diese Massen sind zwar dem Schooß der bürgerlichen Gesellschaft entsprungen, allein ihre Interessen laufen denen der kapitalistischen Bürger schnurstracks zuwider. Geistlichkeit, Adel und Monarchie haben sich der bürgerlichen Ordnung unterworfen; sie sind sogar in deren Dienst getreten, aus den Feinden sind Fremde geworden, mit denen zusammen sich das kapitalistisch gewordene Bürgerthum gegen den neuen Feind wendet. Derartige Verschiebungen der Dinge lassen sich nicht sofort erkennen, es dauert oft lange, ehe die Wirkungen sichtbar und fühlbar werden. Und so erklärt es sich, daß die französische Bourgeoisie, so weit sie nicht schon ausgeprägt kapitalistisch war, dem Sturz der Julimonarchie zusahelte und in den ersten Tagen für die Februar-Republik schwärmte, — allein die Begeisterung dauerte nicht lange. Mit dem Auftauchen der sozialistischen Bestrebungen erkaltete sie rasch, und die Junischlacht brachte eine völlige Revolution der Anschauungen hervor. Es gab jetzt nur noch einen Feind: das Proletariat! Und von nun an hatte die Regierung für die Bourgeoisie nur noch einen Zweck: die Unterdrückung und Niederhaltung des Proletariats. Die Regierung gestaltete sich so naturgemäß zur Diktatur — zur Klassendiktatur der Bourgeoisie. Am 10. Dezember 1848 wählten die Enkel der Bastillestürmer, die durch ihre kapitalistischen Klasseninteressen reaktionär gewordenen Bourgeois Louis Napoleon, den künftigen Staatsstreichskaiser, als künftigen Staatsstreichskaiser mit riesiger Majorität zum Präsidenten der Februar-Republik, die er, je eher je lieber, erdroffeln sollte. Die Wasser der bürgerlichen Entwicklung flossen nicht mehr nach dem Meere der Revolution zu — sie hatten die Richtung gewechselt und flossen von da an nach dem Meere der Reaktion, dem sie noch heute zufließen. Und dem sie zufließen werden, bis das Proletariat stark genug ist, der vom Bürgerthum verrathenen Demokratie in der höheren und erweiterten Form der Sozialdemokratie zum Sieg zu verhelfen.

Am 26. Juni 1848 wurden die letzten der Junikämpfer im Kampf niedergeschossen. In ihnen war die Februar-Revolution erschossen.

Und auch die März-Revolution.

Als Herr Gager am Tage danach, dem 27. Juni

1848, seinen „kühnen Griff“ that und die Weltgeschichte überlistet zu haben wähnte, indem er einen österreichischen Erzherzog — Johann —, der durch eine bürgerliche Heirath und einen Trinkspruch billige Popularität erlangt hatte, unter dem Titel „Reichsverweser“ zum Oberhaupt des im Luftbau begriffenen neuen Deutschlands machte, da ahnte er nicht, daß in Paris bereits die Würfel der Entscheidung über die ganze März-Revolution mitammt der Reichsverweserschaft und dem Frankfurter Luftbau gefallen waren.

In dem Volkswis, der den Reichsverweser in einen „Reichsvermoderer“ umtaufte, lag ein tieferer Sinn, als den Wigmachern bewußt war — wenigstens den meisten. Woher sollte die Erkenntniß kommen? Und die Feinde des Volks hielten sich noch versteckt oder heulten nach Noten mit den revolutionären Wölfen. Und winzig klein war die Zahl Derer, welche die Bedeutung der Junischlacht begriffen! Wohl hatte Karl Marx, mit Friedrich Engels, Wolf (dem Kajematten-Wolf — Lupus — dem das „Kapital“ gewidmet ist), Freiligrath, Dronke, die „Neue Rheinische Zeitung“ gegründet und das Banner des Sozialismus entfaltet — allein es war ein Predigen in der Wüste. Zur Zeit ihres höchsten Abonnentenstandes hatte das Blatt, welches heute noch unsere Bewunderung erregt, keine 3000 Abonnenten. Die Grundlagen und Voraussetzungen einer sozialistischen Bewegung waren nicht vorhanden. Die einzige wirkliche Arbeiterorganisation von irgend welcher Bedeutung: der Berliner Maschinenarbeiterverein, wurde vom Bürgerthum bemittelt und konnte sich in der Gunst des Bürgerthums, das selber noch keine Ahnung von dem Klassengegensatz hatte und in den Arbeitern freiwillige Dienstdoten und — Schutzmänner erblickte. Als es an die Bewaffnung der Arbeiter ging, um die von allen „Nicht-Regierungsmenschen“ geforderte Volksbewaffnung durchzuführen, da kam allerdings bald das Mißtrauen und die Furcht.

Die Junischlacht vollends machte der „Harmonie“ ein Ende. Das deutsche Bürgerthum in seiner ungeheuren Mehrheit wurde von Angst und Schrecken erfüllt — empfand Grauen vor der „Anarchie“ und sehnte sich nach „geordneten Zuständen“, das heißt nach einer „starken Regierung“ und vor Allem nach einer starken Polizei.

Mit anderen Worten, das bürgerliche Element hörte auf, eine Stütze der Bewegung zu sein; es wurde im Gegentheil ein Hemmnis. Und die Arbeiter stellten noch keine selbstständige, genügende Kraft dar.

Das Bürgerthum nicht mehr, das Proletariat noch nicht. In diesem „Nicht mehr“ und „Noch nicht“ drückt sich das Schicksal der Märzrevolution aus. Und nicht bloß der Märzrevolution. Dieses Nicht mehr — Noch nicht kennzeichnet die ganze Geschichte des letzten Halbjahrhunderts und wirft seinen Schatten bis über das neunzehnte Jahrhundert hinaus in's zwanzigste. Wie weit, das läßt sich noch nicht berechnen.

Bis die Tragweite der Ereignisse abgemessen, der Inhalt und das Wesen weltumwälzender Bewegungen von den Massen erfaßt ist — das dauert so lange. Je größer die Masse — das lehrt uns schon die Physik, deren Gesetze zum Theil auch für die Politik gelten —, je größer die Masse, desto schwerer sie in Bewegung zu bringen, desto länger dauert es, bis sie in Bewegung ist. Dafür überdauert die Bewegung aber auch die bewegendende Kraft und fest die Wirkung sich noch fort, wenn die Ursache schon angehört hat, was seinerseits wieder für eine neue Bewegung hinderlich ist. Nehmen wir die ökonomische Revolution, die das Bürgerthum aus einem Faktor der Revolution zu einem Faktor der Reaktion gestaltet und in dem Proletariat einen neuen revolutionären Faktor geschaffen hat. Diese Revolution konnte im Jahre 1848 von Männern wie Marx und Engels, die in England bereits die Vollendung der in Deutschland erst beginnenden Revolution geschaut hatten, erkannt und in ihren Wirkungen voransberechnet werden — von den Volksmassen, welche die Erfahrungen Englands nicht vor Augen hatten, war das jedoch nicht zu verlangen. Es war unmöglich, daß der Sozialismus da-

maß aus deutschem Boden als einheimisches deutsches Gewächs entstehen konnte. So finden wir auch, daß die Sozialisten oder Kommunisten des Jahres 1848 ausnahmslos entweder durch Aufenthalt im weiter entwickelten Auslande oder durch Studium der französischen und englischen Sozialisten zum Sozialismus gebracht waren. Daß unter solchen Umständen der Sozialismus in der Märzrevolution keine hervorragende, überhaupt keine selbstständige Rolle zu spielen vermochte, das bedarf keiner weiteren Erläuterung. Was haben wir denn vierzehn Jahre später erlebt, nachdem die ökonomische Revolution sich in Deutschland erheblich weiter entwickelt und außerordentliche Fortschritte gemacht hatte?

Lassalle trat auf und zeigte den deutschen Arbeitern, daß diese ökonomische Revolution die Interessen der Arbeiter und Proletarier denen der Arbeitgeber und Kapitalisten entgegensetze und feindlich mache — daß in Folge dessen die Arbeiter in der politischen Bewegung nicht mehr mit dem Bürgerthum zusammengehen könnten, sondern als selbstständige Partei sich zu organisiren hätten. Was war die Wirkung seiner Worte auf die deutschen Arbeiter? In Berlin hörten sie ihn gar nicht an, und im übrigen Deutschland waren es wenige Tausende, die in seinen „Allgemeinen deutschen Arbeiterverein“ eintraten. Es dauerte noch gut sieben Jahre, ehe die Logik der Thatsachen in die Masse der Massen gedrungen war und sie in die Bewegung trieb.

Doch wir sind im Jahre achtzehnhundertachtundvierzig.

Die Junischlacht ist geschlagen, das Rückgrat der Revolution ist gebrochen, und Gagern, „der geborene Präsident“, der vollendete Typus des deutschen Liberalismus, der sich nach langem Siechthum und unzähligen Manseerungen allmählig im Laufe der Zeiten zu dem rückgratlosen Weichthiere, genannt Nationalliberalismus, entwickelt hat — und Gagern hat seinen „kühnen Griff“ gethan. Deutschland hatte ein Oberhaupt. Das Oberhaupt, aber keine Beine und keinen Leib. Bloß ein Haupt — über das man in Berlin die Nase rümpfte, und in Wien auch. „Man“ — das ist die Reaktion, die Nachluft witterte und die zu merken anfing, daß die Revolution, vor der sie so feige in's Mansloch gekrochen war, keinen Kopf hatte. Und der „Reichsvermoderer“ war sicherlich kein Kopf, vor dem sie zu zittern brannte.

Das Frankfurter Parlament aber war „praktisch“. Es hatte dem Reich ein „Oberhaupt“ gegeben; es gab dem „Oberhaupt“ ein Ministerium. Ein Reichsministerium. Die Reichsregierung war fertig! Eine Reichsregierung — aber kein Reich. Die kleinen Staaten, die der Volksströmung folgen mußten, erklärten sich für die Reichsregierung. Die zwei Großstaaten, auf die allein es ankam, hielten zurück — machten nur die allernothwendigsten Zugeständnisse, und organisirten ihre Streitkräfte. Namentlich die

Armeen. Es war die Zeit, wo das Sprüchwort aufkam: Gegen Demokraten helfen nur Soldaten!

Die preussischen Soldaten waren nach der Niederlage des 18. März gegen die Dänen geschickt worden.

der nur sein dynastisches Interesse im Auge hatte, eine entscheidende Niederlage zugefügt.

Auch das war eine Warnung an die Herren Luststein-Baummeister in Frankfurt am Main. Doch für sie gab es keine Warnungen. Sie lebten eingesponnen in ihre Doktrinen und hatten, da der Versuch, im südwestlichen Zipfel Deutschlands die Republik auszurufen, mißglückt war, keine Sorge mehr. Das Einzige, was sie fürchteten, war das Volk, die einzige Kraft, welche das Ideal der deutschen Freiheit und Einheit hätte verwirklichen können.

Welchen Grund hatte das Volk, zu murren? Schenkten sie ihm nicht die Grundrechte?

Kein Zweifel, es war fleißig, das Frankfurter Parlament. Wer die fünf dicken Quartbände mit den Neben, die in einem Jahr — so lange ungefähr dauerte die Herrlichkeit — in der Paulskirche (ein böses Omen, daß das erste deutsche Parlament in eine Kirche einquartirt war!) gehalten wurden, sich ansieht, sie durchblättert und gar durchliest, der kann sich eines gewissen Respektes nicht erwehren — und des Bedauerns nicht, daß so viel Fleiß so schlecht angewandt worden ist. Und doch war es so gute Arbeit — so gut dem Zweck und dem Inhalt nach. Die Grundrechte des deutschen Volkes — die Pressfreiheit, die Gewissensfreiheit, die Vereinsfreiheit — alle möglichen Rechte und Freiheiten, und alle möglichen Garantien der Rechte und Freiheiten — auf dem Papier. Die „Menschenrechte“, welche die französische Nationalversammlung entworfen und die „Declaration of Rights“ der amerikanischen Unabhängigkeitsakte — waren nichts, verglichen mit unseren Grundrechten — auf dem Papier. Die „deutsche Gründlichkeit“ hatte sich an den Grundrechten gründlichst bewährt. Wir hatten sie beschämt, die oberflächlichen Franzosen und die unwissenden Amerikaner. Aber die oberflächlichen Franzosen hatten, ehe sie die „Menschenrechte“ aufstellten, die Bastille gestürmt, und die unwissenden Amerikaner, ehe sie die „Erklärung der Rechte“ schrieben, die Unabhängigkeit erklämpft — und das Frankfurter Parlament zäumte das Pferd am Schwanz auf: es setzte die „Grundrechte“ fest, ehe es die Unabhängigkeit erklämpft hatte.

Da kam plötzlich eine neue Warnung — eindringlicher als jene ersten gewesen. Der Verath in Schleswig-Holstein ist vollendet, das in der Wilhelms-

brück'schen Depesche dargelegte Programm des Scheinkriegs mit Dänemark, der ein wirklicher Krieg gegen das deutsche Volk und die deutsche Revolution sein sollte, ist, soweit es sich in Schleswig-Holstein verwirklichen ließ, verwirklicht — am 26. August 1848 wird der Waffenstillstand von Malmö abgeschlossen, der die „stammverwandten Brüder“ den Dänen überlieferte.

Ein Schrei der Entrüstung durch ganz Deutschland. Das Frankfurter Parlament, das diesmal



Mignon. (Nach Goethe.)

Lebensgroße Marmorstatue von Joseph v. Kopf.

Und dort übten sie sich in einem Scheinkrieg, den die preussische Regierung selbst in Geheimdepeschen als solchen bezeichnet hat — für den Revanchekrieg nach innen. „Der Prinz“, ihr Führer, war wieder zurückgekommen. Und die österreichische Armee unter Radetzky, von der ein Dichter der Reaktion sang: „In Deinem Lager ist Oesterreich“, nämlich die Dynastie der Habsburger, hatte in Italien bei Custozza (am 25. Juli) der italienischen Revolution, schlecht geführt von dem Savoyer König Karl Albert,

natürlichen Ursachen haben. In Bezug auf die Witterungserscheinungen war es nun freilich nicht ganz leicht, die richtigen Ursachen herauszufinden, und so stellt denn die Geschichte der Erklärung des Wetters eine große Kette von Irrthümern und wunderlichsten Behauptungen dar.

Sobald nun das Gebiet der Vorausbestimmung des Wetters betreten wird, begegnen wir auch heute noch einer ganzen Zahl irrthümlicher Meinungen, die weit verbreitet sind. Die Hauptursache des Umstandes, daß diese Irrthümer so schwer auszurotten sind, liegt darin, daß eine zufällig einmal eingetretene Prophezeiung einen sehr viel tieferen und nachhaltigeren Eindruck macht, als eine ganze Reihe nicht eingetretener, die zum guten Theil gar nicht beachtet und schnell vergessen werden.

Da man von den Grundlagen, auf denen die heutige Meteorologie oder Wetterwissenschaft beruht, in früherer Zeit noch nichts wußte, so suchte man zunächst in den Sternen, um die Einflüsse, die das gute oder schlechte Wetter bringen, zu erkennen. Das darf nicht weiter Wunder nehmen; wollte man doch nicht nur bevorstehende Naturereignisse oder weltgeschichtliche Begebenheiten in den Sternen lesen, sondern sogar das Schicksal des einzelnen Menschen von ihnen beeinflusst wissen. Als jedoch die Wichtigkeit der Wetterprophezeiungen aus den Sternen gar zu viel zu wünschen übrig ließ, da glaubte man als Ersatz im Mondwechsel eine Erscheinung gefunden zu haben, deren Einfluß auf die Witterung von größter Bedeutung sei. Daß dem so sei, wird auch heute noch vielfach geglaubt, ohne daß sich indessen der geringste wissenschaftliche Beweis für diese Annahme erbringen läßt. Auch die Prognosen (Vorhersagungen) des bekannten Professor Falb, der immer noch eine große Zahl Gläubiger findet, beruhen zum guten Theil auf der Annahme eines Mondeinflusses. Man weiß, daß Fluth und Ebbe durch den Mond hervorgerufen werden. Vollmond und Neumond üben eine beträchtliche deutlich erkennbare Anziehungskraft auf die großen Wasserflächen der Meere aus, und es ist ja vielleicht nicht ganz von der Hand zu weisen, daß sie einen ähnlichen Einfluß auf die die Erde umgebende Lufthülle — deren verschiedene Beschaffenheit eben das „Wetter“ bedingt — ausüben. Indessen ist darüber noch nichts Bestimmtes nachgewiesen, und infolgedessen kann sich Professor Falb unter den Männern der Wissenschaft kein Vertrauen erwerben. Ein aufmerksames Verfolgen der Falb'schen Prognosen läßt denn auch erkennen, daß ein Nicht-eintreffen häufiger ist als ein Eintreffen der vorhergesagten Witterungserscheinungen. Daß die Zahl der Anhänger dieses Propheten dennoch eine große ist, erklärt sich aus dem schon oben angeführten Umstand, daß eine richtige Prophezeiung mehr Eindruck macht, als zehn falsche.

Gänzlich falsch ist die auch heute noch weit verbreitete Ansicht, daß der Mondwechsel stets oder auch nur meistens einen Witterungswechsel im Gefolge habe, daß nach jedem Vollmond oder Neumond sich das Wetter ändern müsse. Der deutsche Physiker Gronau wies schon auf Grund ihm zur Verfügung stehender hundertjähriger Beobachtungen nach, daß sich bei Neumond das Wetter in 41 Prozent aller Fälle änderte, bei Vollmond in 39 Prozent, so daß also bei 59 resp. 61 Prozent des Mondwechsels die Witterung ihren bisherigen Charakter beibehielt. Ähnliche Verhältnisse sind auch in neuerer Zeit berechnet. Nach Beobachtungen aus dem Jahre 1898 stellten sich für die Monate Januar bis November vorigen Jahres für das untere Elbgebiet die Verhältnisse folgendermaßen: Bei 23 in diese Zeit fallenden Mondwechseln behielt das Wetter in 12 Fällen seinen Charakter gänzlich unverändert bei, in 11 Fällen änderte es sich. Bei diesen 11 Fällen bestand die Aenderung 5 Mal in einem Stärkerwerden des Windes, 4 Mal wuchs dabei der Wind zum Sturm an. Die beiden Mondwechsel im Januar brachten einige der im vorhergehenden Winter so seltenen Frosttage. Da sich aber noch zweimal außerhalb des Mondwechsels

Kälte einstellte, und auch im Februar und März je 2 Mal Kälte zu anderer als Vollmonds- oder Neumondszeit eintrat, so kann man diesen Erscheinungen auch keine Bedeutung beilegen.

Auch die Meinung, daß der Vollmond eine Wolken zertheilende Kraft besäße, ist irrig, wie durch eine längere Beobachtungsreihe nachgewiesen ist.

Eine andere Bedeutung als der Mond besitzt die Sonne für die bevorstehende Witterung. Nicht deshalb, weil ihr Scheinen gutes Wetter und ihr Verdecktsein im Allgemeinen schlechtes Wetter bedeutet, sondern wegen der Sonnenflecken, die sich von Zeit zu Zeit an ihrer Oberfläche zeigen. Was diese Sonnenflecken sind, weiß man nicht genau. Einige fassen sie als in der glühenden Sonnenatmosphäre schwebende wolkenartige Gebilde auf, Andere halten sie für schlackenartige Abkühlungsprodukte auf der Oberfläche des festen Sonnenkörpers. Wie dem auch sei, es scheint festzustehen, daß das Erscheinen einer größeren Anzahl von nicht zu kleinen Sonnenflecken eine Zunahme der Niederschläge auf der Erde im Gefolge hat, daß namentlich auch vermehrte Hagelschläge in von Sonnenflecken reichen Jahren zu erwarten sind, eine Annahme, die das Jahr 1898 bestätigt hat. Die Untersuchungen hierüber sind noch nicht abgeschlossen, aber es steht bestimmt zu erwarten, daß man das Auftreten von Sonnenflecken mit der Zeit für die Wetterprognosen wird verwenden können.

Der heutige Stand der wissenschaftlich betriebenen Meteorologie erlaubt eine Wetterprophezeiung auf längere Zeit voraus überhaupt noch nicht.

Der Volksglaube ist darin weniger gewissenhaft und kennt eine ganze Menge Zeichen für das bevorstehende Wetter einer Jahreszeit, die zum Theil in schönen „Bauernregeln“ ihren Ausdruck finden. Wie sinnlos viele derselben sind, geht schon daraus hervor, daß sie zum Theil an bewegliche Festtage anknüpfen. Z. B. „Gründonnerstag heiter, bleibt's eine Woche weiter“ und dergleichen. Daß sich die Natur nach diesen ganz willkürlich festgesetzten Tagen richten soll, die in einem Jahr vier Wochen früher oder später sein können als in einem anderen, ist doch wahrlich etwas viel verlangt!

Die Bezeichnung einzelner Kalendertage für voraussichtlich eintretende Wetteränderungen hat immerhin einige Berechtigung, z. B. bringen die Tage um die sogenannten „Eisheiligen“ Pantkratus, Servatius und Mamertus thatsächlich fast in jedem Jahr Nachfröste oder doch wenigstens kühleres Wetter. Auch das Prophezeien von sieben Wochen Regenwetter, wenn solches am „Siebenschläfer“ oder am Johannisstag eintritt, hat noch einige Berechtigung, weil Südwestwind, der uns Regen zu bringen pflegt, häufig lange Zeit anhält, wenn er um die genannten Tage herum eintritt.

Auch das Thierreich und das Pflanzenreich liefern dem Volksglauben Material zu Wetterprophezeiungen, deren Werth indessen gleich Null ist, wenigstens da, wo es sich um Vorhersagungen über einige Stunden hinaus handelt. Aus dem früheren oder späteren Eintreffen oder Fortziehen der Zugvögel will man auf einen frühen Schluß oder Beginn der kalten Jahreszeit schließen können. Fortgesetzte Beobachtungen haben indessen erwiesen, daß die Vögel nur den jeweilig vorhandenen Witterungseindrücken folgen, nicht den in Zukunft zu erwartenden. Wäre es damit anders, so würden nicht so häufig zahllose Zugvögel verspäteten Frühjahrsrösten zum Opfer fallen.

Nicht selten wird man dagegen das Nützliche treffen, wenn man aus dem Fluge der Schwalben im Sommer auf das für die nächsten Stunden oder auch den nächsten Tagen bevorstehende Wetter Schlüsse ziehen will. Fliegen die Schwalben hoch, so ist Andauer des trockenen Wetters zu erwarten (abgesehen von Gewittern, vor denen die Schwalben auch hoch zu fliegen pflegen). Ziehen dagegen die Vögel dicht über dem Erdboden hin, so darf man auf baldigen Regen rechnen. Die eigentlichen Wetterpropheten sind aber nicht die Schwalben, sondern die Mücken und anderen Insekten, auf welche sie Jagd machen. Diese besitzen anscheinend ein sehr

feines Gefühl für Aenderungen im Feuchtigkeitsgehalt der Luft. Sammelt sich in den höheren Luftschichten Feuchtigkeit an, so steigen sie in die noch trockenen Luftschichten dicht über dem Erdboden hinab. Hierhin folgen ihnen dann die Schwalben, und dadurch zeigen sie uns an, daß die Luft feucht zu zu werden beginnt, was ein gewöhnlicher Vorbote des Regens ist.

Ein sehr feines Empfinden für Luftdrucks- und Feuchtigkeitsverhältnisse scheinen auch die Spinnen zu besitzen. Das Verhalten der Kreuzspinne erlaubt Vermuthungen über das in nächster Zeit zu erwartende Wetter, die sich oft bestätigen werden. Spinnt die Kreuzspinne am Morgen ein großes, schön geformtes Netz, so bleibt es voraussichtlich den Tag über trocken; bleibt sie aber in einer Ecke sitzen, so ist ziemlich wahrscheinlich Regen oder Wind zu erwarten. Auf längere Zeit hinaus Schlüsse aus dem Verhalten der Spinnen zu ziehen, ist aber entschieden unsinnig. Daß der als Wetterprophet so viel gerühmte und gefangen gehaltene Laubfrosch ein ganz unzuverlässiger Geselle ist, merkt Jeder sehr bald, der den grünen Hausfreund einige Zeit beobachtet.

Was nun die Vorhersage des Wetters in Anknüpfung an bestimmte Erscheinungen im Pflanzenreich betrifft, so steht es damit auch nur schlecht. Es soll zum Beispiel einen harten Winter geben, wenn die Ballnusbäume reichlich Frucht tragen. Wenn das der Fall wäre, dann müßten die Wetterkarten unferes Vaterlandes ein recht buntes Aussehen haben. Denn nicht selten giebt es in einem Ort überreichlich Ballnüsse, während in einem anderen dicht daneben liegenden die Bäume nur eine außerordentlich knappe Ernte ergeben.

Das frühere oder spätere Abfallen des Laubes von den Bäumen soll auch ein Zeichen für einen zu erwartenden milden oder strengen Winter sein. Wer den Laubfall und seine Ursachen einigermaßen zu beobachten versteht, wird erkennen, daß ein einziger Morgenfrost im Herbst die Bäume gänzlich zu entlauben vermag. Die noch in den Blattstielansätzen enthaltene Flüssigkeit gefriert alsdann und da das Eis mehr Raum einnimmt als die gleiche Menge Wasser, so werden die Blätter abgesprengt. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, an einem absolut windstillen Morgen, der frostigen Nebel bringt, die Blätter von den Bäumen regnen zu sehen. Auch die Erscheinung des Laubfalles richtet sich nach dem Wetter, das gerade zur betreffenden Zeit herrscht, keineswegs nach dem, was in Zukunft zu erwarten ist. Und ebenso ist es mit den anderen Erscheinungen aus dem Pflanzenreich, denen man eine Zukunft kündende Bedeutung beilegt.

Du siehst also, lieber Leser, es steht traurig um die vollstimmlichen Wetterprophezeiungen. Und wenn wir Dir nun auch noch sagen müssen, daß sogar der Besitz eines wissenschaftlichen Instrumentes, des Barometers, für das Vorherkünden zukünftigen Wetters auch nichts nützt, wie jeder glückliche Besitzer eines solchen oft genug erfahren haben wird, so wirst Du wohl zu dem Schluß kommen, daß es das Beste ist, das Prophezeien ganz zu lassen.

Das ist denn auch in der That das Beste. Das Vorherbestimmen des Wetters ist eine Wissenschaft, deren Erlernung nicht viel leichter ist, als die eines anderen Zweiges der modernen Naturwissenschaften. Es gilt da die gleichzeitige und sachkundige Beobachtung einer ganzen Reihe von Instrumenten, Vergleichung der Wetterberichte aus den verschiedensten Gegenden zu gleicher Zeit, und endlich das in Rechnungziehen des jeweilig herrschenden Windes, der Bewölkung und anderer Wettererscheinungen.

Das am besten organisirte Institut in dieser Hinsicht ist die deutsche Seewarte in Hamburg, die ja auch täglich Wetterberichte und Prognosen für den folgenden Tag herausgiebt, deren Zuverlässigkeit mit der Zeit eine bedeutende geworden ist. 80 bis 90 Prozent der Vorhersagungen dieses Institutes pflegen richtig zu sein. —

Eine Eroberung.

Nach dem Russischen des Gregor Matfjett.

Der Regen hatte seit vierundzwanzig Stunden nicht aufgehört. In dem kleinen Hotel in Engadin, in dem wir den Sommer verbrachten, erdrückte uns schier die Langeweile. Wir waren von dem Salon in den Speisesaal, von dem Speisesaal in den Salon geirrt und hatten den Regen betrachtet, der an die Scheiben schlug, die grauen Flöde, die das Thal bedeckten, und die Dampfvolken, die die Berge umkreisten. Dann hatten wir mit dem Essen eine Stunde todgeschlagen, und dann kam der lange Abend, der keine andere Unterhaltung bot, als daß wir auf die düstere Musik des Regens und des Windes lauschten.

Wir waren im Salon versammelt, wo der Hotelwirth ein tüchtiges Feuer hatte anzünden lassen.

Unsere Gesellschaft war wenig zahlreich. Es war da eine englische Dame mit mehreren Mädchen und einem niedlichen kleinen Jungen; zwei schweizer Studenten; eine deutsche Familie, Vater, Mutter und drei Kinder; ein älterer Russe, der wie ein pensionirter Offizier aussah; endlich einer meiner Freunde und ich. Die Damen hatten ihre Handarbeiten vorgenommen. Sie hatten uns zu rauchen gestattet und wir rauchten. Eine halbe Stunde zog die Unterhaltung sich hin. Wir quälten uns Alle ab, einen interessanten Gegenstand zu finden, aber Niemand fand Etwas. Plötzlich schlug der kleine Engländer vor, ein Jeder von uns sollte eine Geschichte erzählen: das war die Rettung. Man schnitt Papierstücke, warf sie in einen Hut und wir mußten ziehen, wer zuerst erzählen sollte. Das Loos fiel auf den Russen, der ein ziemlich verlegenes Gesicht machte.

„Ich habe so wenig gelesen,“ sagte er, „ich habe nichts zu erzählen.“

„Es thut nichts, ob Sie etwas gelesen haben oder nicht,“ erwiderte ich. „Sie haben jedenfalls in Ihrem Leben manche seltsamen Dinge erlebt. Erzählen Sie uns irgend ein Abenteuer, das Ihnen selbst passiert ist; ich bin überzeugt, das wird Jedem lieber sein, als die schönsten Romane.“

„Abgesehen davon, daß die Wahrheit oft merkwürdiger ist, als die Romane,“ fügte die englische Dame hinzu. Die übrige Gesellschaft schloß sich uns an, so daß der alte Herr schließlich nachgeben mußte.

„Nun gut,“ sagte er, „ich werde Ihnen erzählen, wie wir in einem Urwald Sibiriens ein Dorf entdeckt haben.“

Das Leben ist in den sibirischen Garnisonen ziemlich langweilig, namentlich in den kleinen Städten, wo man verurtheilt ist, stets dieselben Gesichter zu sehen, dieselben Scherze zu hören und sich in demselben Kreise von Pflichten und Vergnügungen herumzudrehen. Die Bücher waren zu jener Zeit selten — denn ich lag seit mehr als 30 Jahren in B. in Garnison —, die Zeitungen erhielten wir mit zwei-monatlicher Verspätung. Wir tödteten die Zeit, so gut wir konnten, indem wir saßen, tranken und Karten spielten. Manchmal veranstaltete ein verheiratheter Offizier oder Beamter einen Ball; das war ein heiß ersehntes Fest, und noch lange Zeit sprach man darüber.

Ich war schon seit vier Jahren in B., als eines Tages einer meiner Kameraden in mein Zimmer stürzte und erregt ausrief: „Man hat eben im Walde ein Dorf entdeckt!“

„Sind Sie verrückt? Der Isprawnik kennt doch das Land auf zehn Meilen in der Runde bis in den kleinsten Winkel hinein! Wo sollte sich dieses Dorf denn die ganze Zeit über versteckt haben? Fauler Wig!“

Doch mein Freund versicherte, die Sache wäre wahr. Die Nachricht wäre nach B. von einem Landstreicher gebracht worden, den man aufgegriffen, als er in ein Haus hatte gehen wollen, und der beglaubt hatte, straflos auszugehen, wenn er die Existenz dieses geheimnißvollen Dorfes verrieth.

Er erzählte, er hätte sich im Walde verirrt, wäre mehrere Tage umhergewandert und hätte im Augenblick, da er vor Kälte und Hunger zusammenbrach, das Dorf bemerkt, das im tiefsten Grunde des Waldes versteckt lag. Die Bewohner des Dorfes hatten niemals Fremde gesehen; sie hatten keine Ahnung von der Welt, die hinter dem düsteren Walde lag. Sie hätten den Landstreicher beinahe getödtet, um ihn zu hindern, ihre Zuflucht anzugeben, doch die Dorfältesten hatten sich für ihn verwendet. Man hatte ihn nur schwören lassen, das Geheimniß zu bewahren; er hatte es auf ein Kreuz von weißem Holze geschworen und ihnen außerdem versprochen, sie nie zu verlassen. Einige Zeit hatte er bei ihnen gelebt; doch das Leben war ihm unmöglich ohne Schnaps und Tabak, und so war er entflohen.

Ich ergriff meine Bärenmütze und eilte nach dem Polizeibureau; der Vagabund war in eine schwarze Zelle eingeschlossen, die für die Landstreicher und Trunkenbolde als Gefängniß diente. Ich sah ihn von einer ungeheuren Menge umringt, wohl der halben Einwohnerchaft der kleinen Stadt. Man legte ihm auf einmal so viel verschiedene Fragen vor, daß ich mich fragte, wie er dabei seinen Verstand behalten konnte.

„Sind die Bewohner des geheimnißvollen Dorfes arm und hungrig?“ fragte ihn der Polizei-Sekretär.

„Durchaus nicht. Sie sind wohlhabend, besitzen mehr Brot, als sie verzehren können, und bedeutende Vorräthe an Fischen, wie auch an Hühnern und Kühen. Sie arbeiten Alle brüderlich zusammen und werden von einem Greise berathen, dem sie wie einem Vater folgen.“

„Und sind sie orthodoxe Christen?“ fragte unser Pope, der Vater Arefa.

„Nein, es sind Aeger, sie sind altgläubig.“

„Giebt es bei ihnen eine Schenke?“ fragte einer der Anwesenden, ein gewisser Polonsky, der mit Brauntwein handelte!

„Nein, sie wissen nicht einmal, was das ist.“

Wir waren Alle sehr aufgeregt und dachten an die Mittel, dieses Dorf zu belagern und seine Bewohner zu Gefangenen zu machen, bevor sie von unserem Plane noch Wind bekommen konnten. Das war gerade das Wild, das wir uns wünschten. Wer kümmerte sich um das Schicksal eines einsamen, unbekanntem Dorfes? Alle unsere Jägerinstinkte waren in Aufruhr, ganz abgesehen von unserer Neugier, dieses Phänomen zu sehen, eine ganze Bevölkerung, die seit einem Jahrhundert und länger in völliger Unkenntniß unserer Zivilisation, ohne Geld, ohne Gerichte, ohne Polizei lebte.

Endlich wurde ein Plan vorgeschlagen und einstimmig angenommen. Wir wollten die Kälte abwarten, die bald eintreten mußte; und wenn die Erde gefroren war, wollten wir in Masse gegen das Dorf ziehen und es so umzingeln, daß Niemand entweichen konnte. Nie hatten wir, seit wir in Sibirien waren, den Winter so ungeduldig erwartet.

Indessen hatten die Bewohner des geheimnißvollen Dorfes keine Ahnung von unserem Dasein. In der Tiefe der Wälder, im Schatten der Fledern, jenseits der sieben Seen und der Sumpfnebel lebten sie dahin, ohne sich um die übrige Welt zu kümmern. Ihr Dorf war zweifellos von einer Schaar Altgläubiger gegründet worden, die im Herzen des Waldes eine Zuflucht vor den Versuchungen dieser Welt gesucht hatten.

Nach und nach hatten sich ihnen andere Kolonisten angeschlossen, Sträflinge, denen es gelungen war, zu entfliehen, und die hier nach wochenlangem Umherstreifen eine Zuflucht gefunden hatten; Deserteure, die der Zufall hergeführt und die ihr altes Leben im Schweigen der hohen Bäume vergessen hatten. So hatte die Bevölkerung sich langsam vermehrt. Alle lebten glücklich, vollkommen glücklich. Sie trugen Kleider, die sie selbst nähten; während

der kurzen Sommerwochen erfreuten sie sich der Sonne und in den langen Wintern ernächten betrachteten sie die phantastischen Reflexe des Nordlichts am düsteren Himmel. Die Gebräuche unserer Gesellschaft waren ihnen unbekannt: sie wußten nicht, was kaufen, was verkaufen heißt; das Wort „Pflicht“ hatte für sie gar keine Bedeutung. Sie arbeiteten, um dem Hunger und der Noth zu entgehen und verzehrten, was sie produzierten. An der Spitze stand ein Greis, Namens Prof; das war der einzige Mann im Dorfe, der sich an die Traditionen und Gewohnheiten der zivilisirten Gesellschaft erinnerte. Unter seiner Leitung vertheilte die Gemeinde die Lebensmittel nach den Bedürfnissen eines Jeden. Nie weigerte man sich, die Landstreicher aufzunehmen oder den Sträflingen Gastfreundschaft zu geben. Man nahm sie auf und theilte mit ihnen; man behandelte sie als Brüder und verlangte von ihnen, sie sollten schwören, das Dorf, so lange sie lebten, nicht zu verlassen. In ihren Augen gab es keine Verbrecher: die Sträflinge waren nur das Opfer eines Verhängnisses, sie waren unter dem Gewicht einer für sie zu schweren Last zusammengebrochen. Sie nannten unsere Beurtheilten „Gottesmänner“, während wir, die zivilisirten Menschen und im Allgemeinen alle Einwohner der Welt, für sie schwarze Mäben waren.

Ich erfuhr alle diese Einzelheiten einige Zeit darauf von einem alten, braven Mann, der lange Zeit in der Gegend Richter gewesen war. Er hatte übrigens schon anderswo in Sibirien Dörfer derselben Art gesehen. Die ungeheuren Wälder und endlosen Ebenen bieten den Deserturen, den entflohenen Sträflingen, den verfolgten Fanatikern sichere Zufluchtsorte.

* * *

Endlich kam der Frost und wir setzten den Tag unserer Expedition fest. Die Damen unserer Gesellschaft bestanden darauf, uns begleiten zu dürfen. Die Schönheit der Stadt, Musa Kondratjewna, lernte das Schießen, um einem dieser Rebellen das Herz durchbohren zu können. Wir verabredeten, in der Richtung ein Pick-nick zu arrangiren; die Damen sollten für die Speisen sorgen.

Wir brachen in bester Stimmung zu Pferde auf; sangen, schrien und lachten. Unsere Lenten waren in vier Gruppen getheilt, an deren Spitze je Einer von uns stand. Der Polizeimeister sollte das Dorf von der Ostseite her angreifen, der Isprawnik, der von dem Landstreicher geführt wurde, sollte von Norden kommen. Ich hatte das Kommando der Nordgruppe; ein anderer Offizier befehligte die südliche. Der Vater Arefa hatte durchaus mit uns mitkommen wollen. Eine Soldatenkette verband die vier Gruppen. So bildete unsere Armee denn einen vollständigen Kreis. Wir wollten das Dorf umzingeln und Niemand konnte entweichen.

Wir erreichten das Dorf Alle zusammen, und groß war unsere Freude bei dem Gedanken an die Ueberraschung der Einwohner, wenn sie uns erblicken würden. Doch das Dorf schien wie todt. Kein Mensch rührte sich, kein Hund bellte, man hätte glauben können, sich an einem verlassenem Orte zu befinden; nur das Schweigen war so düster, daß wir darüber ganz bestürzt waren.

Bestürzt sahen wir uns an. Wir hatten Geschrei, Drohungen erwartet und hofften, eine zitternde Menge zu sehen, die sich zu den Füßen unserer Pferde drängten, doch statt dessen nichts als dieses entsetzliche Schweigen.

Der Isprawnik war der Erste, der sich von seinem Entsetzen erholte. „Der Teufel hole diese verdamnte Brut!“ rief er wüthend. Doch bald kam er auf den Gedanken, die Einwohner hielten sich vielleicht in ihren Häusern oder Kellern versteckt und richteten diese gräßlichen kleinen Gewehre auf uns, die das Gesichtchen in die Nase, den Varen ins Ohr treffen und so schnell und geräusch-

los tödten! Wir fingen an, uns sehr unbehaglich zu fühlen. Der Polizeimeister stieg vom Pferde und verkroch sich hinter seinem Ross, während ein anderer Offizier seinem Beispiel folgte. Sogar unser tapferer Hauptmann legte sich flach auf den Hals seines Thieres und der Isprawnik versteckte sich hinter einem Baum.

Glücklicherweise hatten wir Polonsky bei uns, der an der polnischen Revolution theilgenommen hatte und zu Allem bereit war. Er machte sich über unsere Furcht lustig. „Bei Gott!“ sagte er zu uns, „ich habe ganz andere Dinge gesehen. Diese Thiere verstecken sich in ihren Kellern, wie Ratten in ihren Löchern; doch seien Sie unbesorgt, ich übernehme

es, sie herauszulocken.“ Und unter seiner Führung schritten wir auf die ersten Häuser zu.

„Niemand hier!“ rief Polonsky, nachdem er in eines der Häuser gedrungen war. Dann blinzelte er mit den Augen und suchte weiter.

Wir schämten uns unserer Feigheit und schworen, daß wir nicht die geringste Furcht gehabt hätten. Der Hauptmann machte sich am Zügel seines Pferdes zu schaffen, die Andern suchten sich zu fassen, so gut sie konnten. Auf Augenblicke sahen wir Polonsky wieder erscheinen; er durchsuchte alle Winkel; und seine fröhliche Miene hatte genügt, uns zu beruhigen.

Dennoch vergingen die Minuten sehr langsam, und unsere Herzen schlugen zum Berstehen. Um

uns herum noch immer dasselbe Todeshweigen. Kein anderes Geräusch, als der rhythmische Schritt der Pferde. Niemand sprach ein Wort. Die Spannung wurde unerträglich; es war uns, als säße der Boden zu unseren Füßen ein.

Endlich tauchte Polonsky hinter einer Hecke auf. „Ich habe sie gefunden!“ rief er, und in demselben Augenblick vernahmen wir ein entsetzliches Geschrei. Frauen heulten, Kinder weinten; und hinter der Hecke hörte man ein seltsames Geräusch, als wenn eine Armee sich auf dem Plage bewegte, ohne denselben verlassen zu können. (Schluß folgt.)

Feuilleton.

Sommerabend.

Klar ruh'n die Lüfte auf der weiten Flur;
Fern dampft der See, das hohe Höhrich flimmert,
Im Schilfe glüht die letzte Sonnenspur,
Ein blaßes Wölkchen röthet sich und schimmert.

Vom Wiesengrunde naht ein Glockenton,
Ein Duft von Thau entweicht der warmen Erde,
Im stillen Walde lauscht die Dämm' rung schon,
Der Hirte sammelt seine satte Heerde.

Im jungen Roggen rührt sich nicht ein Halm,
Die Glocke schweigt wie aus der Welt geschieden;
Nur noch die Grillen geigen ihren Psalm.
So sei doch froh, mein Herz, in all' dem Frieden!

Richard Dehmel.

Mignon. Die Gestalt des heimathslüchtigen, in der Fremde unergöteten Kindes aus Goethe's „Wilhelm Meister“ lebt heute in der Vorstellung des Volkes. Die Mignon-Lieder sind allgemein bekannt, ihrem zarten Reiz kann sich Niemand entziehen. Eine solche Gestalt mußte auch die Phantasie der Künstler fesseln; immer wieder wurde das Wagniß unternommen, die zart unrisene Figur in den feisteren und bestimmteren Linien der bildlichen Darstellung zu gestalten. Es ist nur natürlich, daß keine so ganz zu befriedigen vermag; die Gestalt des Dichters giebt der Phantasie einen größeren Spielraum als der bildende Künstler es vermöchte. Anziehend ist die Verkörperung der Mignon von Joseph v. Kopf, die wir heute in der Abbildung vorführen; sie giebt das Barte, Schöne, Mädchenhafte des Urbildes in feinsinniger Darstellung wieder. Der jetzt schon alte Bildhauer ist noch in den Traditionen der klassischen Schule aufgewachsen, die Rücksicht auf die schönen Konturen giebt seiner Kunst den Charakter. Von dem, was diese Schule zu leisten vermochte, legt unsere Statue ein schönes Zeugniß ab; sie ist von einer das Auge fesselnden Weichheit und Aemuth der Formen. Langsam, zögernd schreitet Mignon vor, mit schmerzlichen schneidenden Ausdruck im Gesicht wendet sie den letzten gesenkten Kopf zurück. Wie frohlockend zieht sie die ganze Gestalt zusammen, er greift sie den rechten Arm an den Körper und greift mit der Linken hinüber, als wollte sie sich noch stärker in sich zusammendrücken. Der Fluß der Linien des von der Rechten zusammengegriffenen Gewandes geht mit den weichen Umrißlinien zu einer reinen Harmonie zusammen.

Mäher. Längst ehe die Sonne hinter der Waldwand emporgestiegen, waren die drei Mäher auf der Wiefe, die sich zwischen dem Waldrand und dem See hinzieht. Der frühe Nachtbau mußte noch an den Gräsern haften, sollte der Schnitt gut von Statten gehen. Jetzt, wo die Sonne schon hoch steht, ist der größte Theil der Arbeit bereits geihan; hinten liegen in geraden Reihen die Schwaden, und nur ein Streifen am Rande des Sees entlang ist noch niedezulegen. In gleichmäßigen Abständen rücken die Mäher seiwärts vor; eben aber hat der Vorderste, der Vormäher, der sonst am weitesten außen stand, die Arbeit unterbrechen müssen, seine Sense ist stumpf geworden und muß mit dem Wegstein geschärft werden. Ein paar schnelle Striche längs der Schneide, und die Arbeit beginnt von Neuem. Die beiden anderen Mäher haben unterdessen nicht gerastet; in regelmäßigem Schwunge fährt die Sense durch das Gras, halb dreht sich der Körper mit, während er fest auf den weit auseinander gestellten Weinen ruht. Wie eine Maschine, in jeder Bewegung genau bemessen, arbeiten die Menschen. Schon liegt eine drückende Hitze auf der Natur und macht die Arbeit, die in der thanfrischen Morgenstunde begonnen wurde, immer beschwerlicher. Regungslos liegt der Spiegel des Sees, kaum daß ein

Windhauch in einem leisen Strich über das Wasser fährt. Von flimmerndem Schein erzittert die Luft. In ihrem Glanze verschwinden Wald und Häuser, die um den See sich hinziehen.

Riesenwürste. Mit den Aufzügen und Tänzen, die von den Weggern im Mittelalter zur Fastnachtszeit veranstaltet wurden, waren in mehreren Städten Deutschlands Umzüge mit riesigen Würsten verbunden. So verehrten, wie Rudolf Eckart in seiner kleinen Schrift „Brauch und Sitte“ (Oldenburg und Leipzig, Schulze's Verlag) erzählt, die Schweinewegger in Nürnberg dem dortigen Rathe einst eine Bratwurst von 60 Ellen Länge, welche in feierlichem Zuge mit musikalischer Begleitung von zwei Messgernechten auf einer Stange auf das Rathhaus getragen wurde zu „sonderbarer Ergözung“ der Rathsherren; die Stange war roth und weiß und mit Rosmarin umwunden. Später fand ein ähnlicher Aufzug statt, nur war die Wurst größer, denn diese, die von gutem „Bratwurstzeuge“ in fünf Stunden gemacht war, hatte 493 Ellen (die Messgernechte hätten sie gerne „uf 500 Ellen gebracht, ist ihnen aber am Gedärm zerronnen“) und wogte 183 Pfund „lauter gut schweinen Fleisch und spet, 20 Pfund ganzen Pfeffer und anderhalb Pfund Mustatblü“. Zwölf Messgernechten (der Chronist hat die Namen derselben aufbewahrt, sowie die Namen der Gesellen, welche die Wurst angefertigt) trugen dieselbe an einer der eben beschriebenen ähnlichen Stange, die in der Mitte mit eisernem Scharnierbande versehen war, „daß sich die Stange, wenn sie in eine Gasse und in die grümme gegangen, hat biegen können“. Am Abend des Achtermittwochs aber wurde die Wurst zerchnitten und den Herren des Rathes, auch Fremden und Bekannten eiliche Ellen davon verabreicht, die übrigen „Drümmen“ aber beim Tanze in der „Blosen Flasche in Fröhlichkeit mit einander verzehrt“. Diese Riesenwürste scheinen Weisall geunden zu haben, denn mehrere Jahre darauf wird abermals von einem ähnlichen Fabrikate erzählt, das 596 Ellen lang und 292 Pfund schwer war, und es ist sogar durch einen Kupferstich ein in Nürnberg im Jahre 1658 am 8. und 9. Februar gehaltenen Umzug der Wegger auf uns gekommen, bei welchem eine 514 Pfund schwere und 658 Ellen lange Bratwurst von 12 Messgernechten an einer 49 Fuß langen Stange in der Stadt umhergetragen wurde. Gleiche Umzüge findet man zu Königsberg in Preußen, wo 1583 zu Neujahr 91 Fleischergesellen eine Bratwurst von 596 Ellen Länge und 434 Pfund Schwere, zu welcher 36 Schweineschinken verwendet worden, auf Holzgerüst hobelt und unter freudigem Gesänge durch die Stadt trugen. Die Palme aber ist derjenigen Wurst zuerkennen, die ebenfalls in Königsberg achtzehn Jahre später fabrizirt wurde, denn sie war 1005 Ellen lang, wog beinahe 900 Pfund und enthielt 81 geräucherte Schinken und 18 1/2 Pfund Pfeffer. Dieses Mammuth unter den Würsten wurde ebenfalls am Neujahrstage in Gesellschaft der Wäcker verzehrt, welche in edlem Wettreifer einige Tage später aus zwölf Schaffeln Weizenmehl acht große Striegeln, jeder fünf Ellen lang, und sechs große Pregelbäckten, dieselben durch die Stadt trugen und dann mit denselben die Fleischer regalariten. Diese Gelegenheiten hat ein gewisser Josua Reigshorn in einem lateinischen Gedicht verherrlicht, in welchem er besonders malerisch die Verfertigung der Bratwurst schildert.

Mondhöfe. Jedermann hat sicher den Mond schon von einem Hof umgeben gesehen, einem verwaschenen weißlichen Schein, der sich vom dunklen Hintergrunde des Himmels abhebt. Zuweilen erscheint ein solcher Hof dunklich gefärbt, indem der Mond sich von einem bläulichen Kreis umgeben zeigt, der nach innen in ein helleres Weiß übergeht, während er nach außen von einem gelben und rothen Kreis begrenzt ist, auf die manchenmal noch weitere farbige, abwechselnd grüne und rothe Kreise folgen. Verstreut man eine Glasplatte mit einem feinen Staub, etwa Samen Lycopodii, und blickt dann durch das Glas nach einer Flamme, so sieht man diese in gleicher Weise von einem Hof umgeben. Derselbe entsteht, weil die Lichtstrahlen, wenn sie durch die feinen Dehnungen

zwischen den Staubtheilchen hindurchgehen, eigenthümliche Ablenkungen von ihrem Wege, sogenannte Beugungen, erleiden, wobei zugleich ein Auflösen des weißen Lichtes in seine Bestandtheile stattfindet.

Auf die genaue Darlegung der vielfachen, oft sehr schönen Beugungserscheinungen muß hier verzichtet werden; ich will nur darauf hinweisen, daß sie überall auftreten, wo man weißes Licht durch sehr enge Oeffnungen gehen läßt. Blickt man z. B. durch das feinmaschige Netz eines seidenen Regen- oder Sonnenschirmes nach einer Lichtquelle, so wird man deutlich eine farbige Beugungserscheinung wahrnehmen.

Ähnliche Erscheinungen pflegen ähnliche Ursachen zu haben. Auch die Höfe um den Mond werden durch Beugung des Lichtes beim Durchgang durch enge Oeffnungen erklärt. Sie erscheinen nur, wenn die Luft nicht ganz klar ist, sondern einen ziemlichen Dunstgehalt hat. Der Wasserdampf, welcher in der Luft schwebt, ist keine zusammenhängende Masse, sondern besteht aus einzelnen feinen Nebelbläschen, die das auffallende Licht zurückhalten. Durch die Zwischenräume zwischen den einzelnen Bläschen geht das Licht hindurch und erleidet dabei die Beugung, durch welche die farbigen Ringe entstehen.

Die Größe dieser Ringe, die nicht immer dieselbe ist, steht in engem Zusammenhang mit der Größe der Nebelbläschen, so daß man diese aus der Beobachtung der Höfe berechnen kann. Ihr Durchmesser ergibt sich zuweilen als $\frac{1}{200}$ eines Millimeters, zuweilen erheblich geringer, bis zu $\frac{1}{100}$ eines Millimeters. Gewöhnlich sind nicht alle Nebelbläschen von nahezu gleicher Größe, sondern es schweben in der Atmosphäre Bläschen von sehr verschiedenem Durchmesser. Dann sind die einzelnen farbigen Kreise nicht scharf getrennt, sondern fallen übereinander, so daß ein weißliches Licht entsteht. Man hat dann den häufigen Fall eines Hofes ohne Farben.

Auch um die Sonne erscheinen zuweilen solche Höfe, doch sind sie hier wegen des blendenden Lichtes der Sonne oft nicht zu erblicken; betrachtet man aber das Spiegelbild der Sonne in einem ruhigen Wasser, so erblickt man den Hof recht deutlich.

Sommernacht im Archipel. In seinem Buche „Zwei Reisen in der Türkei“ (Berlin, F. Fontane & Co.) giebt Rudolph Lindau, nachdem er von seinem Aufenthalt in Lesbos erzählt, nachstehende Schilderung des Abends und der sternhellen Nächte in jenen Gegenden: „Ich habe mich während meines Lebens oftmals am Nachthimmel der südlichen Breiten erfreuen können, aber die Nächte im Archipel hatten etwas eigenthümlich Schönes, das ich nicht beschreiben kann. Bei Sonnuntergang erglüheten die fahlen Felsen in milder Farbenpracht, wie ich sie anderswo als in Griechenland nicht gesehen habe; und wenn ich mich später auf dem Verdeck ausgestreckt hatte, vor mir die gezakten Umrisse dunkler ruhender Hüben und im Mondlicht gebadete, weiße stille Städte, über mir den tiefen Dom des reichen Himmels und unter mir das goldig, silbern, bläulich, schwarz erzitternde Meer, das kaum hörbar plätschernd, mit sanftem Rauschen und Summen ein Schlummerlied der Natur an mein Ohr trug, dann kam Ruhe, sorgloser Friede, eine unendliche wohlthuende Abspannung über mich, wie Opium sie dem von Schmerzen befreiten Körper bringen kann. Das, was mir im Laufe des Tages Sorge bereitet haben mochte, war aus meinem Geiste verwischt, und wenn es in mir deutlichen, schwachen Umrisse auftauchte, so erschien es nichtig; nichtig das Sorgen, nichtig das Wünschen und Hoffen, ein schmerzloses Erlöschen — Nirwana, das Glück des Alters. — Während der stillen, milden Sommernächte des Archipels war es mir beschieden.“

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Benthstraße 2, zu richten.